

Kapitel 1

Der Blick durch das Andere

Da saß er nun, auf einem schwarzen Schwingstuhl mit seitlichem Chromgestänge. Der Bezug aus Kunstleder fühlte sich ebenso kalt an wie das unangenehme Gefühl, das ihn schon den ganzen Tag begleitete. Er hasste Arztbesuche. Und er hasste Krankenhäuser, eigentlich alles, was mit Untersuchungen von Körper und Seele zu tun hatte. Denn Krankenhäuser hatten diesen unverkennbaren Geruch, der einem sofort verriet, wo man war. Gibt es überhaupt jemanden, der Krankenhäuser mag? murmelte er leise. Bestimmt nicht, bestätigte er sich selbst.

Er ließ seinen Blick langsam durch den Raum schweifen, hielt inne und betrachtete seine Hände. Er war schon oft in diesem Krankenhaus gewesen, aber noch nie in diesem speziellen Zimmer. Sein Freund Sebastian, ein Professor hier, hatte ihn schon mehrfach behandelt, wenn gesundheitliche Probleme aufgetreten waren, nichts Ungewöhnliches bisher. Dank dieser Freundschaft waren lange Wartezeiten selten. Umso ungewohnter und unangenehmer empfand er die aktuelle Situation. Seine Haltung war angespannt, er wischte kurz den Schweiß an den Handinnenflächen ab. Immer wieder schob er sich leicht nach vorn, als wäre er kurz davor aufzustehen.

Seine Unterarme lagen nervös auf den Oberschenkeln, die Fingerspitzen tippten ruhelos gegeneinander. Warum wissen Hände eigentlich nie, wohin mit sich, wenn man wartet?

Vor ihm stand ein massiver Schreibtisch aus dunkel glänzendem, braun-rötlichem Holz. Die Oberfläche war so sorgfältig poliert, dass sie beinahe spiegelte. Die dicke Tischplatte vermittelte eine stumme Arroganz, als flüsterte sie: Ich koste mehr, als du je besitzen wirst, und ich werde noch stehen, wenn du längst vergessen bist. Er betrachtete die fast schwarzen Maserungen, die wie geheimnisvolle Adern durch das Holz verliefen, und fragte sich flüchtig, ob es Kirschholz war. Aber spielte das eine Rolle? Eine Schreibtischlampe aus Chrom stach ihm ins Auge. Ihr halbrunder Fuß und der schlanke Hals verliehen ihr eine elegante Zierlichkeit. Sie glänzte makellos, als sei ihre tägliche Pflege oberste Pflicht der Putzkraft. Überhaupt war der ganze Raum fast steril, nicht verwunderlich für ein Krankenhaus, stellte er fest. Der Boden bestand aus großen, weiß-grauen Marmorfiesen, so sauber, dass man von ihnen hätte essen können. Unwillkürlich musste er an eine Putzmittelwerbung denken, und ein flüchtiges Lächeln huschte über seine von einem Dreitagebart umrahmten Lippen. Auf dem Schreibtisch standen eine vollgekratzte Schreibtischunterlage, eine silberne Stifte-schale mit akkurat ausgerichteten Stiften und zwei

glänzende Fotorahmen, die wenigen persönlichen Gegenstände. Alle metallischen Oberflächen spiegelten das fahle Licht und erzeugten eine fast mystische Atmosphäre. Fast hatte er das Gefühl, die Gegenstände wollten ihm eine geheime Botschaft übermitteln. Kurz überlegte er, einen der Rahmen umzudrehen, entschied sich aber dagegen. Zu persönlich. Eine metallene Bedienungseinheit mit fünf kleinen Knöpfen war in die Tischplatte eingelassen, eine Gegensprechanlage, vermutete er. Auch sie spiegelte das Licht. Er beobachtete einen kleinen Fussel darauf. Nichts ist perfekt.

Die Wände waren blassgrau gestrichen und mit weißen Zierleisten versehen. Links stand ein hoher Schrank mit Glastüren, dahinter ordentlich sortierte Akten. Daneben ein kleiner Metallaktenschrank mit mehreren Schubladen. An der Wand hing ein gerahmtes Zertifikat, vermutlich ein medizinischer Abschluss oder eine Auszeichnung. Rechts dominierte ein großes Fenster mit halb geschlossenen Lamellen, das diffuses Tageslicht hereinließ, aber neugierige Blicke fernhielt.

Hinter dem Arztstuhl hing ein großer Leuchtkasten für Röntgenbilder, dessen milchig weiße Fläche schwaches Licht abstrahlte. Er betrachtete die glatte Leere und fragte sich, wie viele Schicksale wohl schon an diesem kalten Instrument offenbart worden waren. Ein niedriger Beistelltisch neben dem

Schreibtisch hielt eine gläserne Karaffe und zwei umgedrehte Gläser bereit, deren Oberflächen das Licht einfingen und schimmernd glänzten.

Die Tür öffnete sich und riss ihn aus seinen Gedanken. Eine junge, etwas unsportliche Frau betrat den Raum. Ihre schlichte weiße Hose und die kurzärmelige Bluse mit Namensschild wiesen sie eindeutig als Sprechstundenhilfe aus. Sie schenkte ihm ein freundliches Lächeln, legte einen himmelblauen Umschlag auf die Schreibtischunterlage und sagte hastig: „Der Herr Professor kommt gleich.“ Noch bevor er reagieren konnte, war sie schon wieder hinaus geeilt. Er war wieder allein.

Er betrachtete den Umschlag, offenbar seine Krankenakte, versehen mit Zahlen und Kürzeln statt eines Namens. Fantastisch. Ohne Beziehungen verbringt man sein halbes Leben im Wartezimmer.

Vielleicht würde er heute Antworten bekommen. Oder vielleicht auch nicht. Sebastian hatte ihn sonst nie warten lassen. Doch heute war anders. Der Tag hatte schlecht begonnen, mit quälenden Kopfschmerzen und einem sinnlosen Streit über Mülltonnen im Hausflur. Warum kam ihm gerade jetzt dieser belanglose Vorfall in den Sinn? War es nur Zufall? Oder ein Spiegel seiner inneren Unruhe? Er hielt inne. Seine Kopfschmerzen waren verschwunden, schlagartig weg, fiel ihm auf. Wann genau? Beim Betreten des Krankenhauses?

Es erinnerte ihn an Zahnschmerzen, die plötzlich verschwunden waren, sobald man beim Zahnarzt im Wartezimmer saß. Der Körper war manchmal ein seltsamer Verbündeter. Oder ein verräterischer Feind.

Zwei Dinge irritierten ihn zusätzlich: Warum gab es hier keine Uhr? Und warum keinen Computer auf dem Schreibtisch? Ein leises Klacken forderte seine Aufmerksamkeit. Die Türklinke bewegte sich langsam nach unten. Die Tür schwang auf, und Professor Dr. Sebastian Kreutz trat ein. Mit fast zeremonieller Ruhe schloss er die Tür hinter sich, als wolle er sicherstellen, dass ihm nichts und niemand folgte.

Er ging auf Jeff zu, sein Blick offen, warm, aber ernst. Als er vor ihm stand, streckte er ihm die Hand entgegen, nicht förmlich, sondern wie ein alter Freund. Jeff erhob sich und umfasste Sebastians Hand mit beiden Händen. Ein kurzer, fester Griff, voller Dankbarkeit, Unsicherheit und alter Vertrautheit. Seine Handflächen waren immer noch feucht. Sebastian spürte es.

Sebastian war ein großer, sportlich wirkender Mann Mitte vierzig. Sein schütteres Haar verlieh ihm eher akademische Würde als Schwäche. Er trug eine offene Arztkitteljacke über einer blauen Jeans und weißen Turnschuhen, professionell, aber bodenstän-

dig. Sein markantes Gesicht, geprägt von tief liegenden dunklen Augen und einer fast gutmütigen Mundpartie, wirkte sympathisch und menschlich. Ungewöhnlich für einen Arzt, der gleich eine bittere Nachricht überbringen musste.

Gerade als Sebastian sich zum Schreibtisch begeben wollte, glitt Jeffs Blick beiläufig über die glänzende Holzoberfläche und erstarrte.

Er blinzelte, schaute fokussiert, fast hypnotisiert auf die Fläche vor ihm. Es verschwanden sämtliche Gegenstände auf der Tischplatte, sie lösten sich einfach auf. Was er dann sah, konnte unmöglich sein. Keine Reflexion des Raumes. Stattdessen eine weite, neblige Landschaft, durchzogen von dunklen Türmen unter einem viel zu großen Mond. Fremd. Verzerrt. Wie in einem Traum. Oder in einem Film. Jeffs Atem stockte. Es sah so real aus. In der Ferne bewegte sich eine Silhouette. Sie blickte direkt zu ihm, durch das Holz, durch das Spiegelbild, direkt in ihn hinein. Er wich einen halben Schritt zurück. Sein Herz schlug bis in den Hals. Als er erneut hinsah, war alles verschwunden. Nur der Schreibtisch stand wieder im alten Zustand da.

„Jeff?“ Sebastians Stimme klang gedämpft, fast fern. „Alles in Ordnung?“

Jeff nickte langsam. „Ja... ich... es war nichts.“

Nur... seltsam.“

Irgendetwas hat mich angesehen, da war er sich sicher.
Nur konnte er es sich nicht erklären.

Kapitel 2

Die andere Seite

Liana stockte der Atem. Sie zuckte merklich zurück. Gerade hatte sie auf der glatten Wasseroberfläche etwas gesehen – ein flüchtiges Bild, kaum greifbar, wie das Aufleuchten eines Blitzes, dem ein ferner Donner folgt: zwei Männer, ein Raum, fremde Gegenstände, die sie nie zuvor gesehen hatte. Verwirrung traf sie – *was hatte das mit ihr zu tun?*

Sie hatte schon früher Dinge gesehen, die anderen verborgen blieben – aber noch nie so deutlich. Es fühlte sich nicht fremd an, wie ein Hinweis auf etwas Kommendes. Das Bild war so schnell verschwunden, wie es aufgetaucht war. Doch sie würde es so schnell nicht vergessen. Das Bild trübte sich langsam, als hätte sich ein Schleier darüber gelegt. Trotzdem blieb der Eindruck denn er war deutlich genug gewesen, um sie vom Flussufer fort und zurück Richtung Turm zu treiben, begleitet von einem inneren Drängen, das sie nicht benennen konnte. Der Schreck trieb sie vom Ufer weg.

Früher hatte der mächtige Turm weit entfernt vom Bach gestanden. Inzwischen war der kleine Bach zu einem breiten Fluss angewachsen und schlängelte sich ruhig durch Maanakanien.

Er trennte den besiedelten, erforschten Teil des Landes vom vergessenen Gebiet jenseits des Flusses, dessen von hier aus sichtbare dichte, dunkle Vegetation unberührt, bedrohlich und finster wirkte.

Manchmal wagten sich Forscher, Abenteurer oder selbst Vergessene, die nichts mehr zu verlieren hatten, auf die andere Seite. Auch nahm man an das die Verlorenen hierhin gingen. Sie kamen selten zurück und wenn dann waren ihre Berichte von innerem Wahn begleitet. Sie sprachen alleine dadurch eine stille Warnung aus, lieber auf dieser Seite des Flusses zu bleiben. Verlorene wurden nie wieder gesehen.

Im Inneren des Turms saß Ankratras. Das Licht der Nachmittagssonne streifte matt das staubige Mauerwerk, während der Alte konzentriert alte Schriften durchblättert. Der Raum roch nach Papier, altem Holz und feuchter Kühle. Nur das leise Rascheln der Seiten durchbrach die Stille – wie ein Flüstern vergangener Zeiten. „Überliefert sind nur wenige Berichte von Rückkehrern, mmhh ...selbst diese sind kaum mehr als rätselhafte Fragmente“, murmelte Ankratras und blickte über seine Brille aus dem schmalen Fenster, das tief in die dicke Steinmauer eingelassen war. Von hier aus hatte er einen klaren Blick auf das jenseitige Ufer – auf einen Ort,

der ebenso viel Verlockung wie Verdamnis ausstrahlte.

Der Turm, in dem er arbeitete, erhob sich über mehrere Stockwerke und überragte alle anderen Gebäude des Landes. Seine Mauern bestanden aus festem, grauem Stein, in dessen Fugen sich hier und da Moos festgesetzt hatte und sich der Trockenheit störrisch widersetzte, in der Hoffnung auf eine baldige Flut. Der Stein stammte aus den Brüchen von Antara, und war bekannt für seine Härte. Der runde Grundriss maß etwa fünfzehn Schritt im Durchmesser und verlieh dem Innenraum eine klare Weite.

Der einzige Eingang lag erhöht, erreichbar über eine schlichte Steintreppe. Eine massive Eichentür mit Eisenbeschlägen und schwerem Schloss schützte das Innere. Die Steintreppe, die sich ohne Geländer an die Außenmauer schmiegte, war abgeschliffen von den Schritten zahlloser Generationen. Das untere Mauerwerk war durchsetzt von schmalen Öffnungen, durch die Wasser eindringen und abfließen konnte – ein nach der großen Flut entwickeltes System. Hier hielt sich das Moos hartnäckiger, wuchs satter und dichter. Die späte Sonne schien mit den Grüntönen regelrecht zu spielen trotz ihrer Mattheit.

Damals hatten Wassermassen die unteren Stockwerke zerstört.

Bücher, Möbel, Wissen – vieles wurde hinaufgetragen, aber auch vieles ging verloren. Ankratras hatte zwei seiner treuesten Helfer aus dem Dorf verloren.

Seitdem bewahrte die neue Konstruktion den Turm vor den Launen des Flusses Maana. Das Fundament war stark, der Turm widerstand jedem Hochwasser und den Spuren der Zeit. Das Moos und kleine Algenreste erzählten von den vergangenen Überschwemmungen. Hier und da zeigte das Mauerwerk Spuren von Treibgut, welches die Fugen beschädigt oder kleine Splitter aus dem harten Stein gesprengt hatte. Doch heute floss der Maana friedlich.

Liana hatte sich in eines der Grasfelder zurückgezogen, nahe des Flusses. Sie hatte sich eine kleine Fläche geebnet und lag auf dem Rücken, während sie die Insekten beobachtete, die emsig um die Blüten schwirrten. Sie verarbeitete Furcht und Unsicherheit mit Ablenkung das funktionierte fast immer sehr gut auch in diesem Fall, waren die Bilder von vorhin schon wieder verschwunden. Zumindest befanden sie sich nicht mehr an der Oberfläche ihres Bewusstseins. Mit fast vierzehn Jahren war Liana noch immer so neugierig wie einst als Kind. Ihre braunen Augen blitzten lebhaft, wenn sie etwas neues entdeckte. Ihr schwarzes, gelocktes Haar reichte weit

über die Schultern. Im Dorf galt sie als das hübscheste Mädchen. Ihr schlanker Körper und der sichtbare Beginn der Weiblichkeit bestätigten diesen Ruf. Liana selbst kümmerte das eher weniger. Natürlich viel ihr auf das sich der ein oder andere Junge nach ihr umdrehte und vielleicht auch mal frech pffte. Dann setzte sie ihm kurz nach und er begriff seinen Fehler recht schnell.

Ihr Großvater hatte ihr immer gesagt: „Kind, wichtig ist, was du im Kopf hast. Sei neugierig, beobachte die Menschen und die Welt um dich herum.“

Ankratras, ihr Großvater, war ein würdevoller Mann von fast 70 Jahren. Falten durchzogen seine hohe Stirn, spärliche Augenbrauen, tiefliegende Augen. Eine lange Nase, markante Wangenknochen und ein schmaler Mund verliehen ihm ein freundliches, offenes Gesicht. Sein kurzes, graues Haar, der handbreit lange Vollbart und die tiefsitzende, leicht verbogene Nickelbrille unterstrichen seine Erscheinung als Gelehrter. Sein Mantel aus dunkelblauer Baumwolle, das vergilbte Leinenhemd, die abgewetzte Hose und die alten Stiefel – alles trug die Spuren eines langen Lebens voller Arbeit und Studium. Lianas Versuche, ihn „schicker“ zu kleiden, waren stets gescheitert. Ankratras war nicht wegen seiner Kleidung das Ratsoberhaupt und Erster Gelehrter.

Seine innere Ruhe und gerechte Art hatten ihn dazu gemacht. Kleider machen Leute – Für Ankratras galt dieser Satz nie.

Während Liana draußen ihren Gedanken nachhing, suchte Ankratras verzweifelt nach Hinweisen. Er wusste: irgendwo in den alten Büchern musste die Legende stehen, die ihnen helfen konnte. „Bei Divinarsia, lass dieses Buch nicht den Fluten zum Opfer gefallen sein“, betete er still.

Er holte eine kleine silberne Statue aus seiner Manteltasche, küsste sie und wandte sich erneut seiner Suche zu: der Legende von den verlorenen Seelen. Seit Jahren gab es seltsame Vorfälle in dem Städtchen. Leute schienen den Verstand zu verlieren packten ihre sieben Sachen und verschwanden einfach über Nacht. Sie hinterließen Familie, Haus und Arbeit scheinbar ohne Grund. Nicht viele aber regelmäßig und die Abstände wurden immer kürzer. Über die Zeit bekamen sie von den Bewohnern den Namen „Die Verlorenen“

Im Inneren des Turms führte ein schmaler Gang an der Wand empor – aus Bohlen gefertigt, begleitet von einem einfachen Geländer, das mehr symbolischen Halt bot als echten.

Der Weg war uneben, geprägt von Astlöchern, unterschiedlichen Dielendicken und schmalen Absätzen. Alle sechs Schritte stieg er leicht an, getragen von dicken Holzbalken, die tief im Stein verankert waren. Zwischendurch gab es kleine Ausbuchtungen: Platz für Stuhl und Tisch. Die Möbel waren schlicht, aus dunklem Holz gefertigt – ein Stuhl mit Lederpolster, ein Tisch mit schräger Buchablage und einer Schale für Schriftstücke. Überall säumten Regale die Wände. Die Tischler hatten sie der Krümmung der Turmwand angepasst, kunstvoll und robust. Bei den Studierplätzen waren kleine Fenster eingelassen, die Licht hereinließen. Oben endete der Gang auf einer drei mal drei Schritt großen Fläche. Nur eine schmale Leiter führte noch weiter hinauf auf den Dachboden – eine Luke mit schwerem Verschluss zeugte davon, dass hier nicht jeder Zutritt hatte.

Das Zeltdach aus verwitterten grauen Ziegeln schützte das Innere. Hier war das Wissen der bekannten Welt gesammelt.

Hier suchte Ankratras. Er griff ein Buch aus dem Regal. Staub wirbelte auf und kitzelte seine Nase. Nach kurzem Blättern legte er es enttäuscht zurück – eine Staubwolke hüllte ihn ein, ein kräftiger Nieser folgte. Er schnaufte, schob seine Brille zurecht und stieg zwei Windungen höher. Die Legenden müssten

dort sein – soweit erinnerte er sich. Sein Atem ging schwerer, die Hitze des Nachmittags lastete auf ihm. Endlich fand er, was er suchte: Ein Buch mit rotem Ledereinband, fein verziert mit goldenen Linien.

In der Mitte ein Standspiegel, darin ein Totenschädel mit grotesk verzerrten Konturen in Silber gezeichnet.

Ankratras schritt zum nächsten Tisch. Er setzte sich, das Buch auf der Ablage, strich sich durch den Bart und rückte die Brille zurecht. Behutsam öffnete er den Band – mit der Ruhe eines Gelehrten, der weiß, was er in Händen hält.

Das Knarzen des Einbands ließ in kurz innehalten. Die vergilbten Seiten, gewellt und von Tinte durchzogen, rochen nach Staub und uralter Geschichte. Ankratras beugte sich vor und begann zu lesen – langsam, konzentriert, mit wachsender Spannung.

Kapitel 3

Die Wahrheit schlägt zu

Jeff schüttelte die Irritation über das gerade Erlebte ab und wandte sich wieder Sebastian zu, der inzwischen Platz genommen hatte.

Sebastian ließ den Finger vom Knopf, und prompt bestätigte eine freundlich-sanfte Stimme: „Sofort, Herr Professor.“ Kurz ärgerte ihn, dass die Bilder nicht schon bereitlagen, erinnerte sich aber an das Chaos im oberen Stockwerk, wo sein eigentliches Sprechzimmer lag.

„Mann, Mann, Jeff, bei mir sieht’s vielleicht wüst aus“, sagte Sebastian. „Die verlegen die Fußböden neu. Alter Scheiß raus, neuer Mist rein.“ Jeff mochte es, wenn sich sein Freund einer normalen Sprache bediente. „Du glaubst nicht, wie das staubt. Und der neue Kleber stinkt – ich bin echt froh, wenn die Nummer endlich gelaufen ist und ich wieder einziehen kann.“

Sebastian war dankbar, das Thema nicht sofort auf die Diagnose lenken zu müssen und die Wartezeit mit Smalltalk zu überbrücken.

Ein leises Klopfen ertönte. Ohne ein „Herein“ abzuwarten, schwang die Tür auf. Die junge Frau von vorhin brachte den Umschlag mit den Röntgenbildern. Sebastian nahm ihn mit einem knappen „Danke“ entgegen, öffnete ihn und klickte das erste Bild in die dafür vorgesehene Schiene an der Leuchtafel. Das zweite platzierte er daneben. Die Darstellungen zeigten es unmissverständlich: deutliche Merkmale eines Tumors, der in Jeffs Gehirn bedrohliche Ausmaße angenommen hatte.

„Jeff... ich will nicht um den heißen Brei reden“, begann Sebastian, seine Stimme sanft, aber fest. „Die Untersuchungen sind abgeschlossen. Der Tumor... **er ist unheilbar.** Es gibt nichts, was wir tun können, um ihn zu stoppen.“ Jeff starrte auf den Tisch vor sich, das Gewicht der Worte drückte ihn förmlich nach unten, hob ihn an und fuhr mit ihm mental Achterbahn. *Es war, als würde sich der Raum langsam drehen, der Boden unter seinen Füßen verschwinden.* Noch vor ein paar Stunden hatte er geglaubt, nichts könne ihn umwerfen. Jetzt fühlte er sich wie ein Blatt im Wind – ziellos, verloren. „Was... was bedeutet das genau?“, fragte er. Die Worte kamen rau und mechanisch über seine Lippen. „Gibt es wirklich keine Chance mehr?“ „Es gibt keine Chance, Jeff“, antwortete Sebastian ruhig.

„Es gibt keine Behandlung, die diesen Tumor heilen kann. Wir könnten versuchen, das Wachstum zu verlangsamen, dir etwas mehr Zeit zu verschaffen – aber verhindern können wir das Unvermeidliche nicht.“

Jeff spürte einen Kloß in seinem Hals, der sich mit jedem Wort noch fester zog. Eine zerrissene Leere breitete sich in ihm aus, als würde sein eigener Körper ihm nicht mehr gehören. „Mehr Zeit...“, wiederholte er fast im Delirium. *...für was? Ich hab' alles verloren. Meine Ehe ... mein Leben ...* Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sebastian versuchte, ihm durch seinen Blick Trost zu spenden. Doch Jeff sah nur noch die Leere. Der Raum verschwamm vor seinen Augen. „Was habe ich noch?“, flüsterte er fast unhörbar. *Für wen soll ich kämpfen?* „Es gibt immer noch die Möglichkeit etwas Zeit herauszuholen, Jeff“, versuchte es Sebastian beruhigend. Doch seine Worte klangen wenig überzeugend, sie wirkten hilflos in dieser Stille. „Vielleicht ist es das Beste, was mir passieren konnte“, warf Jeff bitter ein. Er starrte auf seine Hände, als könnten sie ihm Antworten geben, doch sie waren leer – so leer wie sein Kopf.

Jetzt, wo es zu spät war, kam ihm die Erkenntnis, stellte er erbittert fest und fuhr fort: „Vielleicht ist es besser, einfach abzutreten und den ganzen Scheiß hinter sich zu lassen.“

Sebastian senkte den Blick. Es war schmerzhaft, seinen Freund so zu sehen – die letzten Reste von Hoffnung versinkend in Verzweiflung. „Du kannst immer noch entscheiden, wie du deine verbleibende Zeit gestalten willst“, sagte Sebastian erneut leise. Doch er spürte, wie wenig diese Worte noch bewirkten.

„Vielleicht...“, begann Jeff, seine Stimme kaum hörbar, „...habe ich nie gewusst, was wirklich wichtig ist im Leben.“ Sein Kopf sank, die Schultern sackten in sich zusammen. Seine Augen starrten ins Nichts – glasig, erschöpft. „Vielleicht ist der Tumor gar nicht das Problem. Vielleicht ist er nur der Spiegel.“ Er stockte, als würde ein lange verschütteter Gedanke an die Oberfläche steigen. „Ich habe nie für etwas gekämpft“, fuhr er leise fort. „Nicht um meine Ehe. Nicht darum, eine Familie zu gründen. *Ich bin ein egoistisches Arschloch, so einfach ist das.* Verbitterung und Wut tropfte aus jeder seiner Silben wie zäher Honig. *Und wenn es schwer wurde... bin ich gegangen. Immer den leichteren Weg gewählt. Warum sollte es jetzt anders sein?“*

Sein Blick wanderte langsam zur Wand, ohne etwas zu fokussieren. Für einen Moment schien er nicht mehr im Raum zu sein, nicht mehr in dieser Welt. „Ich hab meine Chance nicht genutzt, Seb“, sagte er ruhig, fast befreit. „Ich hab alles verdorben. Was bleibt da noch zu kämpfen?“ er stand wie in Trance auf als wolle er wie ferngesteuert den Raum verlassen.

„Du bist mein Freund, Jeff“, sagte Sebastian mit einem nachdrücklicher Stimme. Jeff verharrte auf der Stelle. Sebastian ging um den Tisch und berührte Jeffs Schultern um ihm Halt zu geben. Seine Worte waren weich, aber schwer vor Schmerz. „Jeff, du bist nicht allein; ich werde bei dir sein, weil du mir wichtig bist, und auch wenn du es jetzt nicht sehen kannst, du hast noch etwas zu geben.“

Jeff ließ sich langsam in den Stuhl sinken. Sein Blick war leer, und der Raum wurde immer stiller. In seinem Kopf drehte sich alles nur noch um eine einzige Frage: *Wie sollte er diesen Schmerz, diese Leere aushalten?* „Es fühlt sich an, als ob alles zu Ende ist“, murmelte er. „Als ob der Boden unter meinen Füßen sich aufgelöst hat.“ Sebastian setzte sich wieder, blickte ihn lange an – wissend, dass es manchmal keine Worte gab, die Heilung brachten.

„Vielleicht fühlt es sich jetzt so an“, sagte er leise.
„Aber du hast immer noch die Wahl, Jeff. Du musst nicht aufgeben, nur weil es dunkel ist.“

Doch Jeff hatte seine Entscheidung längst innerlich getroffen. In ihm war eine tiefe Stille eingekehrt – eine Stille, die ihn klarer denken ließ: *Vielleicht hatte er wirklich nichts mehr, wofür es sich zu kämpfen lohnte.* Seine glasigen Augen verschwammen. Er spürte, wie feine Haare auf seiner Haut sich aufrichteten. Er konnte den Blick nicht mehr vom Leuchtkasten lösen. Vor seinen Augen begann sich das Licht zu verändern ...*Sand, eine Tür, dann Wasser, danach ein Turm... Glanz, der sich wie ein Vorhang aus Metall davor zog.* Ein letzter Gedanke, bevor ihm endgültig schwarz vor Augen wurde, *Ich würde meine Seele opfern, um meine Fehler wieder gut machen zu können.*

Dann kippte Jeff vom Stuhl. In weiter Entfernung hörte er noch eine Stimme rufen: „Schwester, schnell! Ein Kollaps!“

Kapitel 4

Von hier nach dort

Zusammengekauert lag Jeff in der Dunkelheit. Unbekleidet, die Knie an die Brust gezogen. Sein knochiger, magerer Körper – vom Kampf gegen die Krankheit gezeichnet – fror nicht, stellte er verwundert fest, nachdem sich sein Bewusstsein nach vorne geschlichen hatte. Unter sich spürte er feinkörnigen Sand. Kein feiner Strandsand, sondern grobkörniger, fast, als hätte man ihm die feinen Körner absichtlich entfernt. Kein Luftzug. Kein Geräusch. Nur völlige, erdrückende Stille lag über allem, bis zum Horizont.

Ein Traum. Sicherlich ein Traum, dachte Jeff und öffnete vorsichtig die Augen. Ein Licht empfing ihn – so sanft, dass es ihn nicht blendete, obwohl seine Pupillen tief aus der Dunkelheit kamen. Es wurde langsam heller. Sehr langsam, als wolle das Licht ihm Zeit geben, sich an seine Gegenwart zu gewöhnen und seine Augen schonen wollen.

Jeff drehte sich leicht, kam so in eine Sitzposition. Er verharrte eine ganze Weile. Er hielt die Knie angezogen, die Hände umklammerten seine Schienbeine. Er schloss kurz die Augen und hörte in seinen Körper hinein. Keine Schmerzen. Keine Wunden. Keine Kälte. Keine Angst. Nichts.

Ein seltsames Gefühl durchströmte ihn – nicht Euphorie, sondern stille Klarheit. *Ich bin zurück im Leben, die Frage ist nur wo?*, dachte er.

Als er die Augen wieder öffnete, entdeckte er etwa zehn Schritte entfernt einen Würfel. Er bestand aus spiegelndem Material. Jeff konnte sich selbst darin erkennen – unscharf, verzerrt, wie durch trübes Wasser. Er ging langsam in die Hocke. Griff mit beiden Händen in den Sand – der körnige Untergrund gab nur leicht nach.

Er schloss die Hände wie eine Schaufel. Neugierig hob er die Hände, öffnete sie leicht und ließ den Sand gleichmäßig auf den Boden fallen. *Ping, Ping, Ping*. Sein Blick folgte den Körnern – und staunte. Vor ihm zeichnete sich eine feine Linie im Sand ab. Eine Rinne, als hätte jemand mit einem Stock den Weg zum Würfel vorgezeichnet. Ganz langsam, fast unmerklich, zog sich die Spur auf das Objekt zu, als würde sie ihm den Weg bestimmen wollen. Jeff richtete sich auf, zögerte, dann setzte er sich in Bewegung. Mit jedem Schritt verschwand die Spur hinter ihm, als ob der Sand sich gegen seine Existenz wehrte. Doch Jeff achtete nicht darauf. Unbeirrt starrte er den Würfel an, er ließ sich nicht ablenken und näherte sie Schritt um Schritt dem Objekt.

Die Oberfläche war makellos – keine Nähte, keine scharfen Kanten. Das Objekt wirkte, als sei es aus einem einzigen Guss entstanden. Obenauf lagen Kleidungsstücke – schwarz, akkurat gefaltet: eine Hose, ein Shirt, etwas, das wie eine leichte Jacke aussah. Keine Socken. Keine Schuhe.

Ein leises Vibrieren ergriff den Würfel. Jeff wich erschrocken einen Schritt zurück. Dann erschien – aus dem Nichts – eine schwarze Boxershorts. Exakt auf den anderen Kleidungsstücken platziert.

„Top-Hauswirtschafterin“, murmelte Jeff, ein Hauch trockenen Humors kehrte zurück. Er zog sich langsam an – Shorts, Hose, Shirt. Der Stoff fühlte sich leicht und angenehm an, beinahe luxuriös.

Barfuß stand er da, blickte wieder auf den Würfel und sagte halb im Scherz: „Wie wär’s mit Schuhen?“ Wieder dieses Vibrieren. Doch diesmal geschah nichts. Stattdessen begann der Würfel zu sinken – langsam zuerst, dann gleichmäßig. Ohne ein Geräusch, ohne Widerstand. Er versank nicht einfach – er wurde verschluckt, als hätte er nie existiert.

Jeff wich zurück, konnte den Blick nicht abwenden. Das silbrige Glimmen verblasste, bis nur noch Sand übrig blieb. Keine Einkerbung. Keine Spur.

Auch seine Fußabdrücke – verschwunden.

„Na klar“, murmelte er sarkastisch. „Ganz großes Kino.“ Er atmete tief durch. Sein Blick wanderte über die weite, leere Landschaft – nur Sand bis zum Horizont. Keine Bäume. Keine Hügel. Kein einziger Anhaltspunkt. *Ein bisschen viel kein*, kam es ihm in den Sinn.

Er hob den Kopf. Der Himmel spannte sich wie eine matte Kuppel über ihm. Kein Blau. Kein Weiß. Kein Stern. Keine Sonne. Einfach ... nichts.

„*Woher kommt eigentlich das Licht?*“, fragte er sich. „*Und warum ist es überhaupt da?*“, seufzte er und dachte nur: *egal*.

„Irgendwo muss doch was sein.“ Er hob die rechte Hand, ballte die Faust, streckte, den Zeigefinger aus, schloss die Augen – und drehte sich langsam im Kreis. Drei, vier Runden. Er blieb stehen, öffnete die Augen. „Da lang“, sagte er leise – und ging los.

Der Sand knirschte unter seinen Füßen, doch wieder verschwanden seine Spuren, als hätte er diesen Weg niemals eingeschlagen. Nach einigen Schritten flackerte in der Ferne ein heller Punkt auf. Jeff blieb stehen, blinzelte, schirmte die Augen ab. Etwas reflektiertes Licht – mal rund, mal kantig.

Er kniff die Augen zusammen, bewegte sich seitlich, um es aus einem anderen Winkel zu betrachten. *Bewegt es sich? Ist es eine Spiegelung? Oder steht da wirklich etwas?* Er konnte es nicht genau bestimmen. Doch irgendetwas daran zog ihn an. Es funkelte, wechselte scheinbar die Form, als bestünde es aus Licht und Schatten.

Jeff ging schneller. „Noch ein Würfel? Oder ...“, murmelte er. Er näherte sich, und dann sah er sie: „*Verdammte Kacke da steht eine Tür. Einfach so. Mitten im Nichts!*“, schoß es ihm durch den Kopf. Neugierig betrachtete er sie, den Kopf leicht geneigt.

Die Tür war glatt, silbrig, mit einer Oberfläche wie beim Würfel – nur größer, massiver. Völlig unberührt. Keine Scharniere. Keine Einkerbungen. Nur eine einzelne, schlichte Türklinke auf seiner Seite.

Er tastete vorsichtig über das Material. Weder warm noch kalt. Absolut glatt. Die Klinke gab leicht nach, doch Jeff ließ sie los, ohne sie ganz herunterzudrücken. „Du bist nicht echt“, flüsterte er. „Du bist ein Trick.“ Er trat zur Seite, wollte an ihr vorbeigehen, und prallte gegen eine unsichtbare Wand. „Was zur ...?“ rief er aus. Er rieb sich die Nase, streckte die Hände aus – eine Barriere, durchsichtig und unbeweglich. Sein Blick wanderte zurück zur Tür.

Hinter ihm verdunkelte sich die Landschaft plötzlich. Ein dunkler Schatten schluckte das Licht. Er kam näher. Mit ihm kam eisige Kälte.. Jeff drehte sich einmal im Kreis. Hinter ihm: Dunkelheit. Vor ihm: die Tür. Ein kalter Hauch fuhr ihm über die Haut – wie ein Winterwind auf nacktem Körper. Er begann zu frösteln. „*Wer auch immer das hier gebaut hat – du gibst mir keine Wahl, was?*“

Langsam hob er die Hand. Die Türklinke fühlte sich kühl an, schwer, als läge eine Bedeutung darin, die er noch nicht verstand. Jeff drückte sie langsam herunter.

„*Na dann mal los!*“, dachte er. Aus den Schatten der Zwischenwelt beobachtete ein Weltenwächter mit prüfenden Augen, wie Jeff durch die Tür schritt.

Kapitel 5

Die Ankunft

Liana hatte das seltsame Schauspiel am Flussufer schon fast wieder verdrängt. Ein leichter Wind ließ die Gräser um sie herum hin und her wiegen. Sie beobachtete eine dicke Hummel, die auf einer Blüte landete – doch schon bald verlor sie das Interesse. Unruhig drehte sie sich, schob das hohe Gras mit beiden Händen zur Seite und ließ ihren Blick über das gegenüberliegende Ufer schweifen.

„Was dort wohl sein mag?“, fragte sie sich leise. Ihr Großvater – wie auch alle anderen – war ihren Fragen bisher stets ausgewichen. Entweder wussten sie wirklich nichts oder wollten es nicht sagen. Für ein neugieriges Mädchen wie Liana war das kaum auszuhalten. In ihrer Fantasie hatte sie sich oft vorgestellt, nachts heimlich ihr Reisegepäck zu schnüren, sich aus dem Haus zu schleichen und allein auf große Fahrt ins Unbekannte zu gehen. In ihren Träumen kehrte sie heim. Bejubelt von der Stadt und zur Heldin von Maasiera ernannt. Allerdings hatte sie auch von den Verlorenen gehört, obwohl ihr Großvater sie davor zu schützen versuchte. Sie hatte ihn aber das ein oder andere Mal belauscht wenn er sich mit anderen unterhielt. Sie lief bei diesem Gedanken rot an.

„Und jetzt liege ich nur hier im Gras und starre rüber ...“, seufzte sie. Ein kleiner Strudel inmitten des Flusses erregte ihre Aufmerksamkeit.

Zuerst schäumte es nur leicht, kaum erkennbar. Doch das Wasser wurde unruhiger, Gischt stob auf. Ein Klirren und Brummen ertönte. Es war seltsam undeutlich. Die Luft über der Gischt begann zu flimmern – als würde enorme Hitze die Luftmassen dehnen und quetschen. Nur fünf Schritt um diese brodelnde Stelle herum blieb der Fluss glatt wie ein See in einer lauen Sommernacht.

Mit aufgerissenen Augen beobachtete Liana das Schauspiel – unfähig zu reagieren. Etwas Glitzerndes drang aus der Mitte der Schaumkronen empor. Es erhob sich in ruhigem Tempo weiter aus dem Fluss. Wasser verteilte sich über glänzende Oberfläche, es reflektierte die Sonnenstrahlen als es hinunterlief. Liana erkannte nicht genau, was es war. Die Reflektionen und das Farbenspiel wirkten wie ein konzentrierter Regenbogen auf kleinster Fläche. Ihre Hände begannen zu schwitzen.

Ihr Herz schlug schneller. Neugier, Angst, Unsicherheit. All ihre Empfindungen fuhren genauso Achterbahn wie die Farben auf dem Objekt.

Etwa zwei Fuß über der Wasseroberfläche blieb das Objekt stehen. Der Fluss beruhigte sich. Liana verengte die Augen. Ungläubig rieb sie sich die Augen, als wollte sie das Gesehene wegwischen. Es konnte einfach nicht sein was ihre Augen sahen. „Das ist ... das ist ... eine Tür!“ Sie schrie auf. „Großvater! Da ist eine Tür im Fluss!“

Sie sprang auf und rannte zum Turm, warf dabei immer wieder hektische Blicke über die Schulter, um sicherzugehen, dass das Gebilde noch da war. Am Turm angekommen, stürmte sie die Treppe hinauf.

„Eine Tür! Eine Tür!“, keuchte sie außer Atem.

Ihr Herz hämmerte. Sie stützte sich auf die Knie, atmete tief durch. „Okay ... geht schon wieder ...“, murmelte sie. Dann rief sie lauter: „Großvater! Eine Tür!“

Ihre Stimme hallte durch die Bibliothek. Doch sie bemerkte nicht mehr, dass im Fluss ein Steg erschien. Lichtfontänen schossen in kurzen Abständen unter lautem Getöse von der Tür Richtung Ufer. Daraufhin bildeten sich metallene Platten, zwei Schritt breit und zwei Schritt lang, die sich über das Wasser legten – wie schwebend.

Begleitet wurde das Spektakel von einem tiefen Brummen, als würde gebündelte Energie in ein unsichtbares Korsett gezwängt. Egal, wer oder was durch die Tür kommen sollte – nasse Füße wären ausgeschlossen.

Ankratras drehte langsam den Kopf, hörte Lianas aufgeregte Stimme und begriff sofort: Etwas Besonderes war geschehen. Er kannte Liana gut genug – sie würde ihn niemals beim Studieren stören, schon gar nicht im Turm der Weisen.

Er schlug das Buch zu, legte es auf den Tisch vor ihm. Setzte mit der stoischen Ruhe eines weisen Mannes die Brille ab und legte sie auf das Buch. Er brummte leise „Immer ruhig mit den jungen Pferden“ und ging zur Treppe.

„Schnell, Großvater, schnell!“, rief Liana atemlos.

Ihre Stimme war viel zu hoch, getrieben von Aufregung. „Ich komme, mein Kind. Nur ruhig“, sagte er gelassen, auch wenn sein Herz schwer schlug. Je näher er dem Ausgang kam, desto deutlicher wurde das Brummen von draußen und veranlasste ihn, sein Tempo zu erhöhen. Der Abstieg forderte seine Kräfte. Ankratras gönnte sich keine Pause bis er durch die Tür nach draußen trat.

Liana zappelte ungeduldig, sah abwechselnd zur Tür und hinaus auf den Fluss.

Sie gestikulierte wild, strich sich nervös durch ihr welliges Haar als sie Ankratras erblickte. „So, da bin ich“, sagte Ankratras ruhig. „Was gibt es denn so Dringendes, dass du einen alten Mann die Treppen hinunter scheuchst?“ „Draußen, Großvater! Schau doch!“, rief Liana und deutete auf den Fluss. Ankratras wollte an ihr vorbeigehen, doch sie war schneller und wendiger. Gemeinsam blieben sie staunend auf dem Treppenabsatz stehen.

Die Wogen hatten sich geglättet. Nur das Brummen und das Flimmern der Luft waren noch zu spüren. Die glänzende Tür und der schwebende Steg standen über dem Wasser – gehalten von einer unsichtbaren Kraft. Großvater und Enkelin packten sich bei der Hand und stiegen schweigend die Treppenstufen des Turms hinab. Liana sah zu Ankratras auf. Sein Gesicht zeigte Staunen, aber keine Angst, was sie sehr beruhigte.

Langsam und zugleich zielstrebig näherten sie sich dem Steg. Vorsichtig schob Ankratras Liana mit der Hand hinter sich. Sie nahm den Schutz dankbar an. Ankratras näherte sich auf wenige Zentimeter dem Steg, hob den linken Fuß, streckte ihn nach vorne und berührte die Plattform mit der Stiefelspitze.

Sofort zuckten Lichtbögen auf, verdichteten sich und formten eine unsichtbare Barriere, die Flammen bei Berührung absonderte. Liana kreischte erschrocken und duckte sich. Ankratras zog schnell den Fuß zurück. „Da will wohl jemand nicht, dass wir weitergehen“, murmelte er. Er tastete hinter sich, um sich zu vergewissern, dass Liana bei ihm war. Sie kam sofort näher und klammerte sich an ihn. Die Barriere verschwand wieder.

„Versuchen wir es noch einmal“, sagte Ankratras. „Und nicht erschrecken, Liana.“ Er streckte vorsichtig wieder die Stiefelspitze vor – diesmal langsamer. Doch die Reaktion kam prompt: Lichtbögen, Hitze, Flamme – und seine Stiefelspitze wurde angekokelt. Kleine Rauchschwaden stiegen auf. Fluchend tauchte er den Fuß ins Wasser, um das Feuer zu löschen. „Bei Divinarsia, was soll das alles bedeuten?“, rief er wütend und ratlos zugleich. Er betrachtete die Türe. Sie stand auffällig ruhig da, als sei es das normalste der Welt. Neugier und Unsicherheit spiegelten sich in Ankratras Augen. Warten. Eine gefühlte Ewigkeit später geschah etwas. Ein schmaler roter Lichtkreis erschien um die Basis der Tür. Er begann, sich gleichmäßig nach oben zu bewegen – wie ein glühender Ring aufgehängt an einem unsichtbaren Faden. Über der Tür sammelte sich das Licht, verdichtete sich zu einer pulsierenden Kugel.

Dann – ohne Vorwarnung – explodierte sie nach oben. Eine Lichtsäule aus schillernden Regenbogenfarben durchbrach das matte Firmament. Sekunden später war sie verschwunden, als hätte sie nie existiert. Liana klammerte sich an den Ärmel ihres Großvaters. Ihr Blick wanderte wieder zur Tür. „Da ... es öffnet sich“, flüsterte sie. Die Tür begann sich zu öffnen. Zuerst ein schmaler Spalt, dann ein gleißendes Licht. Beide mussten blinzeln, sich gegen das Strahlen schützen.

Eine schwarze Kontur trat hervor – menschlich, schemenhaft. Der Körper taumelte, stolperte zwei ungelenke Schritte und sank auf die Knie. Gerade rechtzeitig, bevor er stürzte. Im selben Moment verging die Tür. Still, ohne Donner – sie zerfiel in glimmende Partikel und verteilte sich wie Glühwürmchen in alle Richtungen. Zurück blieb nur die menschliche Gestalt und der glänzende Steg, der über dem Wasser schwebte.

Auf der gegenüberliegenden Uferseite beobachteten acht neugierige Augenpaare das Geschehen. Verborgen im dichten Gestrüpp.

Kapitel 6

Gejagte Boten

Gnafkor, Anführer eines Krador-Spähtrupps aus Vaelgrim, kniff die Augen zusammen. „Das wird den Zersprungenen interessieren“, murmelte er rau und bedeutete mit knappen Gesten den Rückzug. Sie zogen sich geräuschlos zurück, immer Richtung Waldrand. Das Gestrüpp, das ihnen eben noch Deckung geboten hatte, war nun ihre einzige Hoffnung, unentdeckt zu bleiben. Jeder Schritt war riskant. Ein falscher Laut – und sie würden gesehen.

Der Zersprungene duldete keine Fehler. Er konnte sie beobachten, *er kriecht einfach in unseren Kopf*, Gnafkor schüttelte sich. Es galt keine Fehler zu machen. Gnafkor hatte kurz zum anderen Ufer geblickt. Jetzt lag es still da, beinahe friedlich. Kein Lichtergewitter, kein Lärm, kein aufgewühlter Fluss. Nichts deutete mehr auf das Spektakel hin, dessen sie Zeuge geworden waren. Gnafkor drehte sich wieder in die andere Richtung. Vor ihm lagen die dunklen Bäume, eingehüllt in sanftem Nebel, der tief über den Boden kroch. Diese seltsame, unberührte Ruhe konnte sich innerhalb eines Lidschlags in eine Hölle verwandeln. Der Gedanke daran ließ ihn für einen Atemzug innehalten. Dort waren sie hergekommen, dort mussten sie wieder durch.